

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Fischer, Wilhelm: Ein teures Geschenk [2 Bilder; Plinke, August]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Ein teures Geschenk.

Von Wilhelm Fischer.



Es war einmal ein großer Gelehrter und Philosoph, der lebte glücklich und zufrieden von mäßigem Einkommen in eigenem Hause. Sein Studierzimmer, der Raum, in welchem er sich meistens aufhielt, war groß und hoch; ich möcht' auch wohl ein solches haben. Zwar hatten sich die Dielen hin und wieder etwas gezogen und geworfen, und wenn die Magd alle Jubeljahr einmal schrubbten und scheuern durfte und mit redlichem Eifer schon an der Thür einen Eimer Wasser umgoss, so lief dasselbe nunter von selbst bis in die fernste Ecke zum Ofen hin, aber nicht umgekehrt. Die Decke war lange nicht mehr angestrichen worden und sah deshalb etwas verräuchert aus. Auch die alte Tapete hatte längst ihren Glanz verloren, doch sie kam ja fast nirgends zum Vorschein, denn an allen Wänden ragten volle Büchergestelle von Tannenholz hoch hinauf. Ein echter Gelehrter zieht einfache Gestelle den schönsten Schränken vor. Warum? Sie sind billiger und man kann leichter an die Bücher kommen. Die drei großen Fenster gingen nach dem Garten hinaus und ließen genügend Licht ein, so daß der lange und breite Tisch, mit Büchern, Mappen, Heften und eng beschriebenenzetteln bedeckt, in der Mitte des Zimmers stehen konnte — mochte er auch noch so staubig sein, die Magd durfte nicht daran rühren. Dort saß der alte Gelehrte stundenlang, mit einem grauen Schlafrock angethan, im bequemen Lederstuhl und las und schrieb und studierte und excerpierte und machte, wie seine Freunde sagten, mit Gottes Hilfe aus hundert alten Büchern ein neues zurecht, das ebenso überflüssig als die hundert alten war. Aber seine Freunde, deren er viele hatte, schätzten sein Streben höher, und wir wollen auch freundlich sein und ihnen glauben, daß er durch seinen Fleiß und Scharfsinn der Menschheit wichtige Dienste geleistet hat.

Dort saß er auch eines schönen Morgens wieder und schnitt bedächtig mit einem Falzbein ein Blatt nach dem andern in einem neuen, noch nicht eingebundenen Buche auf, als plötzlich die Thür hastig aufgerissen wurde und seine Magd mit zwei Visitenkarten in der Hand etwas aufgeregt zu ihm trat. „Drunten hält ein prächtiger Wagen mit zwei schönen Füchsen,“ meldete sie, „und ein vornehmer Herr und eine Dame, — ach, so schön gekleidet, nein, so was hab' ich noch nicht gesehen! — wollen dem Herrn Professor ihre Aufmerksamkeit machen. Hier steht der Name, ich kann die Schändel nicht gut lesen.“

„Graf Robert und Gräfin Robert,“ las der Gelehrte — „weißt du was, Sophie? Führ die Herrschaften zu meiner Frau!“

„Aber die Frau Professorin ist ja schon über acht Tage verreist!“ rief Sophie verwundert.

„Das ist auch richtig — jawohl, wenn man sie braucht, ist sie nicht da. Nun denn, in Gottes Namen,

führ die Leute herauf, obgleich sie schwerlich so interessant sein werden wie dies Buch.“

Hätte der Gelehrte nun etwas mehr Lebensart besessen, so würde er rasch ins Nebenzimmer geeilt sein und sich ordentlich angezogen haben, denn es schickt sich nicht, vornehme Herrschaften, und gar Damen, in Schlafrock und Pantoffeln zu empfangen. Aber er dachte vielleicht an Johannis des Täufers Wort: „Was seid ihr hergekommen zu sehen? Wollet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, wohnen in den Häusern der Könige.“ Oder er dachte: die Leute wollen mich kennen lernen und nicht meinen Bratenrock; sonst könnt' ich sie ja noch immer an den Kleiderschrank führen und sie dort meinen Frack bewundern lassen. Oder er dachte, was am wahrscheinlichsten ist, an gar nichts als an sein neues Buch, in welchem er las, bis es anklopfte und er „Herein!“ rufen und die Fremden willkommen heißen mußte.

Das that er denn nun auch noch mit zientlichem Anstande und lud sie sogar zum Sizen ein, denn ein Unmensch war er gerade nicht. Im Gegenteil, einmal von dem leidigen Buche losgekommen, geriet er sogar mit dem Herrn Grafen allmählich in ein lebhaftes Gespräch. Derselbe erzählte ihm mit vielen höflichen Worten, er habe sich lange schon gefehnt, die Bekanntschaft des weitberühmten Mannes zu machen, und jetzt nicht länger säumen wollen, da er die Ehre habe, sein Nachbar zu werden. Denn er habe von einem Onkel das Schloß und Gut Helfenstein in der Nähe geerbt. Da kam der Professor alsbald auf sein Lieblingsfach, die Geschichte, zu reden und wußte dem Abkömmling der alten Herren von Helfenstein mehr von seinen Ahnherrn zu erzählen, als derselbe bei allem Stolge auf seinen Stammbaum jemals gewußt und erfahren hatte.

Inzwischen warf die Gräfin verstohlene Blicke durch das Gemach und beobachtete manches: den dicken Staub, der ruhig auf vielen Büchern lag, die zerrissene Tapete hinter dem Ofen, die dunkle Decke, den unebenen Fußboden, die Tintenflecken auf und neben dem Tische, und vor allem den berühmten Mann selbst mit dem abgesehenen Sammetkäppchen auf dem schon kahlen Scheitel, im alten Schlafrocke, unter dem die alten Pantoffeln wehmützig hervorlugten — der rechte hatte gar ein Loch, wirklich, und ein Stückerchen des einmal weiß gewesenen Strumpfes war dadurch sichtbar! Wenn sie dagegen, von ihrem eigenen Putz ganz abgesehen, ihren stattlichen Herrn Gemahl betrachtete, mit den feinen Lackstiefeln, dem prallsitzen Beinkleid, der offenen Weste, aus der die glänzende Brust des Hemdes, bei jeder Bewegung krachend, hervorfab, mit dem modischen Frack und den farbigen Handschuhen, so erfasste sie ein gewisser Stolz und zugleich etwas wie Mitleid mit dem armen Gelehrten, der weltberühmt war und so unscheinbar und vernachlässigt vor ihr saß.

Diese Empfindungen teilte sie denn auch ihrem Manne mit, als sie nach dem kurzen Besuche im offenen Wagen, dem Sophie bewundernd nachschaute, pfeilschnell ihrem Schlosse zufuhren.

Graf Robert lächelte. „Das ist Gelehrtenart,“ meinte er. „Hast du nicht gehört, was der Professor mir antwortete, als ich ihn zu fragen mir erlaubte, warum seine Bücher nur oben vergolbet wären? — Das ist des Staubes wegen, sagte er, der durch den Goldschnitt nicht so leicht eindringt und ja zumeist von oben fällt. An den beiden andern Schnittflächen spar' ich die Vergoldung. Ich gebe überhaupt bei einem Buche und bei einem Menschen mehr auf den Inhalt

als auf den Einband. Dabei sah er dein Seidenkleid, deine lange Goldkette und deine schöne Frisur an, liebes Kind, oder ich müßte mich sehr täuschen, und fragte sich wahrscheinlich, ob der Inhalt deines Köpfchens der glänzenden Außenseite entspreche.“

„Nein, so hochhaft ist er nicht,“ rief die Gräfin, „und wenn er's wäre! Ein so berühmter Mann darf nicht abgerissen einhergehen. Ich hätte große Lust und stüde ihm ein Paar neue Pantoffeln!“

„Thu's, liebes Kind!“ sprach der Graf; „ihm würd es ungeheuer schmeicheln, und ich will nicht eifersüchtig werden.“

Einige Tage später empfing der Professor zu seiner angenehmen Überraschung ein zartes Briefchen auf bestem, rosafarbenen, mit einem prächtigen Wappen geschmückten Papier und ein zierliches Paketchen.

Die Frau Gräfin muß sehr fleißig gewesen sein, wird der geneigte Leser denken. Wenigstens eilig und eifrig. Sie hatte die angefangene, oder sagen wir lieber fast vollendete Stickeret in einem Laden gekauft und nur die letzten Stiche, das Tüpfelchen über das i daran gemacht, obgleich sie den ganzen Ruhm einerntete, denn die Pantoffeln waren wirklich prächtig. Gold- und Silberperlen vereinigten sich mit vielfarbigen Seidenfäden zu einem bunten, aber wohlgeordneten Ganzen. Der Gelehrte, sonst den Titelzeiten der Welt wenig hold, war so entzückt davon, daß er sofort den Schuhmacher bestellte und sich Maß nehmen ließ, auch alsbald, um sich zu bedanken, einen Gegenbesuch auf dem Schlosse machte, was er sonst, der Himmel weiß wie lange, verschoben haben würde.

Wie es ihm später mit seinen prächtigen Pantoffeln ergangen ist, das hat er selbst einmal nicht übel auf Schloß Helfenstein erzählt, als er in großer Gesellschaft dort vergnügt bei Tafel saß. Wir wollen ihn mit seinen eigenen Worten reden lassen. Denn wenn er einmal sein Studierzimmer verlassen und bei einem guten Essen das vierte oder fünfte Glas Wein getrunken hatte, so kannte man den Alten kaum wieder.

„Gnädigste Frau Gräfin,“ sprach er beim Nachtsich, scheinbar ganz ernst, „wollen Sie mir's nicht übel nehmen, wenn ich die Gelegenheit benutze und ein wenig von Geschäftssachen mit Ihnen rede?“

Die Dame horchte verwundert auf. „Bitte, Herr Professor — ich wüßte zwar nicht —“

„Sie werden gleich hören. Es handelt sich um eine Rechnung, welche ich Ihnen lieber jetzt einreichen, als noch höher anschwellen lassen will.“

Alle Tischgenossen wurden aufmerksam und lauschten darauf, was jetzt wohl kommen werde.

„Sie haben die große Güte gehabt, mich im Früh-

linge durch eine prächtige Stickeret zu erfreuen,“ fuhr der Professor fort, „die ich mir sogleich zu einem Paar Pantoffeln verarbeiten ließ. Ich trieb den Schuster zur Eile an, und sobald er mir die Arbeit brachte, warf ich die alten Pantoffeln in die Ecke und zog stolz die neuen an. Ein Weilchen darauf kam mein Dienstmädchen Sophie ins Zimmer. — Nein, was für herrliche Pantoffeln! rief sie aus und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. Wie gepuzt der Herr heute ist! Der türkische Großsultan hat keine schöneren an den Füßen. — Hast du den Sultan denn jemals gesehen? fragte ich. — Gewiß, im Wachsfingertabinnett, ver setzte sie. Aber zu den glänzenden Pantoffeln paßt das alte Sammetkäppchen durchaus nicht. Der Herr muß eine rote, goldgestickte Mütze haben, wie die Studenten tragen, und eine lange, seidene Quaste daran. Ich geh' doch in die Stadt — soll ich nicht gleich ein

feines Mützchen mitbringen? Die Füße dürfen doch nicht besser bekleidet sein als der Kopf? —

„Diese letzte Bemerkung gefiel mir, ich nahm das uralte, verschoffene Käppchen ab und besah es kopfschüttelnd, sie drängte noch ein wenig und ich willigte ein. Der rote Fes, den sie mir brachte, war sehr prächtig, aber auch sehr teuer. Ich hätte für das Geld wohl drei Hüte kaufen können. Nun, ich setzte ihn auf und ging ins Schlafzimmer, um mich im Spiegel zu besehen, und kam mir sehr stattlich vor. Zwei Tage später lehrte meine Frau von einer Reise zurück. Sie erstaunte über meine Titelzeit. Das ist recht, sagte sie, daß du endlich einmal etwas auf deine Außenseite hältst! Aber zu den wunderhübschen Pantoffeln und zu dem roten Mützchen kannst du unmöglich noch länger den alten, grauen Schlafrock voll Tintenflecken und Rissen tragen. Es geht wirklich nicht! — Was wollt' ich machen? Ich mußte mich fügen und kannte mich bald selbst nicht wieder in dem neuen, großblumigen, sehr weichen, sehr feinen, aber auch sehr teuren Gewande.“

„Nun hab' ich endlich Ruh! dachte ich. Weit gefehlt! Meine Schwiegermutter kam zu uns auf Besuch. Sie ist kaum so alt wie ich und sieht zwanzig Jahre jünger aus. Gratuliere, Herr Sohn! sprach sie wohlgefällig, zu der vorteilhaften Veränderung Ihres auswendigen Menschen! So ist's schön. Aber Sie müssen fortfahren auf dem guten Wege: Ein so feiner Mann darf nicht mehr in einem so vernachlässigten elenden Zimmer sitzen. Ich begreife nicht, liebes Kind, wie du das leiden kannst, wandte sie sich zu meiner Frau. — Ich hab's gleich sagen wollen, es aber nicht gewagt, antwortete diese. — Nein, fuhr ihre Mutter fort, es muß angestrichen, tapeziert, neu gediekt



„Laßt mich in Ruh!“ rief ich und hielt mir die Ohren zu.

werden, und statt der alten Tannenbretter an den Wänden

„Laßt mich in Ruh! rief ich und hielt mir die Ohren zu. Wo sollt' ich bleiben während der Zeit? Und wer soll's bezahlen? — Aber einer gegen zwei ist ein ungleicher Kampf. Ich war froh, daß ich mich schließlich durch einen Vergleich aus der Sache ziehen konnte. Das Studierzimmer blieb einstweilen noch im alten Zustande, dagegen mußte ich mich zur Anschaffung eines großen Teppichs bequemen, der die Unebenheiten des Fußbodens bedecken sollte. Meine Schwiegermutter suchte ihn aus und fragte nicht viel nach dem Preise, denn ich bezahlte ihn ja. Alle verständigen Freunde, die mich besuchten, schüttelten den Kopf über meine Eitelkeit und Verschwendung.“

„Aber es sollte noch besser kommen. Der Arzt

schickte mich auf vier Wochen nach Karlsbad, woher ich erst vorgestern zurückgekehrt bin. Was muß ich aber hier sehen? Das ganze Haus ist innen und außen neu angestrichen, und mein Studierzimmer kommt mir wie verzaubert vor. Statt des bescheidenen, traulichen Raumes finde ich einen Prachtsaal mit hellen Tapeten und glattem Parkettfußboden, und Bücherchränke waren auch schon bestellt, ich hab' den Auftrag noch eben widerrufen können.“

„Sehen Sie, Frau Gräfin, an alle dem sind nun Ihre wunder schönen Pantoffeln schuld, und es ist besser, Sie zahlen die entstandenen Kosten jetzt, als daß Sie noch länger warten. Denn meine Frau denkt alles Ernstes an eine vollständig neue Einrichtung, damit alle Räume und Möbel zu meinem Studierzimmer und zu den Goldpantoffeln passen.“

Selbstbeherrschung.

(Aus „Hortus deliciarum“ von E. Eichrodt.)



Zu Karlsruhe bei dem Thor,
Da sieh' ich auf der Wacht,
Schau rechts und links und vor
Und hab' auf alles acht.

Und kommt mit Saus und Braus
Der Großherzog heran,
So schrei' ich gleich: Herans!
Und zieh' die Flinte an.

Major und Kommandant
Und Hauptmann noch viel mehr
Sind mir von fern bekannt;
Schnell greif' ich ans Gewehr.

Gern rief' ich, geht mein Schatz
Vorüber, auch: Herans!
Sie spitzt den Mund zum Schmatz,
Ich — schaue grade aus.

Sie knüpft am Schuh das Band
Und thut nicht sehr pressiert;
Ich — rühre nicht die Hand,
Mein Herz nur präsentiert.

K. U. Mayer.

Goldene Sprüche des Pythagoras.

Der ist ein schlechter Mann, der immer seinen Mund Zum Reden offen hat, und immer ohne Grund.

Der ist ein edler Mann, der seines Thuns sich freut, Und vieles thut, und den von allem nichts gereut!

Bei deiner Lebensart sei große Reinlichkeit

Das erste Grundgesetz; das andre: was den Neid Nur immer reizen kann, bedachtsam zu vermeiden;

Das dritte: Mäßigkeit in allen deinen Freuden!

Bist du berecht und reich, willst du dein Geld, dein Wort Verschwenden, thü es, doch bedenke Zeit und Ort!

Und scheue nur die That des Abergernen und Thoren;

Mit Geld und Worten geht das Schöne leicht verloren,

Und auch das Ehrliche! — Sei kein Verschwender! Sei

Von Herzen auch ein Feind der kleinen Filzerei,

Die, bis den letzten Tag des Lebens, zum Erwerben

Auf Erden ist, und nur geboren, reich zu sterben!

Für Geist und Herz.

Dem, der nur wenig braucht, kann auch nur wenig fehlen,
Und wer sein Glück in sich, nicht in dem äußern Schein,
Nicht in der Meinung sucht, wird leicht befriedigt sein.